

Britta Röstlund
*Das Leben ist eine
wunderbare Bredouille*

Britta Röstlund

Das Leben ist eine
**Wunderbare
Bredouille**

Roman

Aus dem Schwedischen von
Ursel Allenstein und
Ulla Ackermann

L I M E S

Die schwedische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Vid foton av Montmartre« bei Norstedts, Stockholm.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht
zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2018 bei Limes Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © Britta Röstlund 2016

Published by arrangement with Norstedts Agency

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Limes,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -abbildung: www.buerosued.de

JB · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2695-2

www.limes-verlag.de

Am 73. Boulevard des Batignolles in Paris liegt eines dieser kleinen Lebensmittelgeschäfte, die Englisch sprechende Touristen gern als »Arabic shops« bezeichnen. Mancebo, dem Besitzer des Ladens, gefällt das gar nicht, aber er sagt es nicht laut. An den Boulevard des Batignolles verirren sich ohnehin nicht viele Touristen, die meisten Besucher der Stadt halten sich an die Champs-Élysées, den Eiffelturm, den Louvre oder den Arc de Triomphe.

Wer das »wahre« Paris entdecken will, wählt eher das Château Rouge und fühlt sich mutig und weltgewandt dabei, das Viertel in sicherer Nähe zum Metro-Eingang auszukundschaften. In Wahrheit gibt es das eine, wahre Paris gar nicht. Die Stadt hat viele Gesichter. Wer Paris entdecken will, setzt sich am besten auf eine der zahlreichen Bänke der Stadt. Von dort kann man die Menschen dabei beobachten, wie sie versuchen, ihren Platz im Leben zu finden.

Auch Mancebo entdeckt Paris jeden Tag von Neuem, wenn er auf dem Hocker vor seinem Lebensmittelgeschäft am 73. Boulevard des Batignolles sitzt.

Aber er denkt gar nicht groß darüber nach. Unbewusst registriert er, was auf der Straße vor sich geht. Erst zur Mittagszeit, wenn aus dem ersten Stock Essensduft zu ihm hinunterweht, steht er von seinem Hocker auf. Da

kommen nämlich in der Wohnung über dem Laden die Leckereien seiner Frau Fatima auf den Tisch. Doch noch bevor das Geklapper von Tellern und Besteck an Mancebos Ohr dringt, stürzt sein Cousin Tariq in den Laden. Er betreibt direkt auf der anderen Seite des Boulevards eine Schuhmacherwerkstatt, die er bald schließen will. Jeden Tag erzählt er Mancebo, dass er nach Saudi-Arabien zieht und dort eine Fallschirmschule eröffnet.

Tariq hat keine Ahnung vom Fallschirmspringen, aber vor ungefähr fünf Jahren ließ ein Kunde sich in seiner Werkstatt seine Schuhe neu besohlen. Während der Leim trocknete, erzählte er Tariq, er sei in Paris als Informatiker tätig gewesen, bevor er umgesattelt und in Jordanien eine Bungee-Jumping-Anlage aufgemacht habe. Und wie es der Zufall wollte, erschien am selben Tag auch noch ein junger Mann in Tariqs Werkstatt, der mit seiner Frau nach Dubai gezogen war. Nachdem das Paar sich in Paris mit Gelegenheitsjobs durchgeschlagen hatte, lebte es nun in Saus und Braus. So musste Tariq auf die Idee mit der Fallschirmschule in Saudi-Arabien gekommen sein. »Die Saudis sind ganz versessen darauf, in die Lüfte zu steigen«, behauptet er immer.

Solange das Öl fließt, geben sie Geld aus, davon ist Tariq überzeugt. Er hat sich sogar Bücher über Saudi-Arabien in der Bibliothek ausgeliehen. Fatima meint allerdings, es wäre doch sinnvoller, wenn er erst einmal das Fallschirmspringen lerne.

Tariq entdeckt Paris nicht auf dieselbe Weise wie Mancebo. Meistens sitzt er in seiner Schuhmacherwerkstatt im Büro und raucht. Mancebo darf sich nur eine Zigarette am Tag gönnen, nach dem Abendessen, obwohl er gern mehr rauchen würde. Aber Fatima erlaubt es ihm nicht.

»Ein Lebensmittelgeschäft, das nach Rauch riecht, was macht das denn für einen Eindruck!«, sagt sie.

Außerdem ist sie angeblich gegen Zigaretten allergisch, weshalb Mancebo nicht zu Hause rauchen darf. Mancebo hat eigentlich keine Angst vor seiner Frau, jedenfalls nicht, solange alles seinen geregelten Gang geht. Während Mancebo sieben Tage in der Woche arbeitet, bleibt Fatima zu Hause. Was sie eigentlich die ganze Zeit macht, weiß er nicht und traut sich auch nicht zu fragen. Auf jeden Fall kocht sie, denn es gibt immer etwas zu essen.

Mancebo und Tariq arbeiten nicht nur am selben Boulevard, sie sind auch Nachbarn. Tariq und seine Frau Adèle wohnen in dem Appartement direkt über Mancebos Geschäft; Mancebo, Fatima und ihr Sohn Amir im darüberliegenden Stockwerk. Allerdings ist Mancebo der Meinung, es müsste eigentlich umgekehrt sein. Seiner Ansicht nach wäre es die sinnvollste Lösung, wenn er mit seiner Familie in Tariqs Wohnung ziehen würde. Dann bräuchte er morgens nur eine Treppe hinunterzusteigen, um seinen Laden aufzumachen, und abends nach Ladenschluss auch nur eine Treppe wieder nach oben. Bei Fatima stößt er damit aber auf taube Ohren. »Das ist die einzige Bewegung, die du hast«, sagt sie.

Vor ein paar Jahren, als Mancebo noch mehr Elan hatte, dachte er über die Gründe für einen Wohnungswechsel nach. Sein erstes und überzeugendstes Argument lautete, dass er viel älter ist als Tariq und das Treppensteigen in einigen Jahren für ihn zum Problem wird. Zweitens steht er früher auf als Tariq und Adèle und könnte sie auf dem Weg nach unten in den Laden wecken. Drittens kocht Fatima sowieso immer in der Wohnung im ersten

Stock, weil dort der bessere Herd steht. Für Mancebo war es völlig einleuchtend, dass seine Familie die Wohnung im ersten Stock beziehen sollte. Er hat sich seine Argumente sorgfältig zurechtgelegt und sie den anderen eines Abends beim Verzehr eines perfekt gegrillten Hähnchens vorgetragen. Zu seiner großen Verwunderung leistete ihm niemand Schützenhilfe, nicht einmal seine Frau, was ihm bis heute sonderbar vorkommt. Stattdessen machte Fatima sich sogar über ihn lustig und fragte ihn, ob er im Viertel schon eine Unterschriftenaktion für sein Anliegen gestartet hätte. Tariq lachte wie immer, Adèle schwieg wie üblich, und Amir hörte vermutlich nicht einmal zu. Heute hat Mancebo nicht mehr die Zeit und den Elan, um über einen Wohnungswechsel zu diskutieren.

Nach seinem Beruf gefragt, antwortet Mancebo immer, er arbeite im Dienstleistungsbereich. Wenn jemand genauer nachhakt, sagt er, er sei Besitzer eines Lebensmittelgeschäfts. Nichts davon ist gelogen. Erkundigt sich jemand nach der Lage seines Ladens, antwortet er, er liege am Fuße des Montmartre. Darüber könnte man sich streiten.

Mancebo gefällt der Gedanke, zu Füßen der weißen Basilika Sacré-Cœur im Zuckerbäckerstil zu leben und zu arbeiten. Doch seine Antwort veranlasst viele zu glauben, man fände Mancebo und seinen Laden an dem kleinen Place du Parvis du Sacré-Cœur oder im Gassengewirr des Montmartre-Viertels. Man kann das Sacré-Cœur vom Boulevard des Batignolles aus zwar sehen, allerdings weit in der Ferne am Horizont, hoch oben auf dem Hügel.

Fatima findet es kindisch, wenn Mancebo sagt, sein Geschäft liege am Fuße des Montmartre, und schnaubt jedes

Mal missbilligend, wenn sie es mitbekommt. Manchmal zieht sie ihn auch am Ohr. Dann hält Mancebo dagegen, dass niemand wissen könne, wie groß der Fuß des Montmartre wirklich sei. Und damit hat er schließlich recht.

Mancebos Alltag wird von den Gerüchen und Zeichen der Stadt und ihrer Einwohner bestimmt, eine Armbanduhr braucht er nicht. Aber er besitzt einen Wecker, und der klingelt jeden Morgen um kurz nach fünf. Eine Viertelstunde später fährt er in seinem Lieferwagen zum Großmarkt in Rungis südlich von Paris, um frisches Obst und Gemüse zu kaufen. Um kurz nach acht ist er wieder am Boulevard, und ein paar Minuten später trinkt er bei François im Le Soleil einen Kaffee auf die Schnelle, sein morgendliches Frühstück.

Das Stammcafé der Cousins, die Bar Le Soleil, bildet mit Mancebos Lebensmittelgeschäft und Tariqs Schuhmacherwerkstatt ein Dreieck. »Das goldene Dreieck«, wie François gern scherzt und damit auf das berühmte goldene Dreieck zwischen den drei alteingesessenen Pariser Cafés Café de Fleur, Les Deux Magots und Brasserie Lipp anspielt. Tariq kontert dann immer mit »Bermudadreieck«, und weder François noch Mancebo können diesen Vergleich richtig nachvollziehen.

Um neun Uhr schiebt Mancebo das Ladengitter hoch und atmet die Morgenluft ein. Er arbeitet, bis ihm die Essensdüfte aus der oberen Etage verraten, dass es Zeit ist, das Gitter herunterzulassen und hinaufzugehen. Die Länge seiner Mittagspause hängt vom Essen und von dem Diskussionsthema bei Tisch ab. Danach geht er die Treppe wieder hinunter und schiebt das Gitter hoch. Am Nachmittag lässt er es erneut herunter und gönnt sich mit Tariq einen Pastis im Le Soleil. Anschließend arbeitet

er weiter, bis gegen neun am Abend abermals Essensduft in der Luft liegt und er das Gitter ein letztes Mal herunterlässt.

Wieder ist ein Tag vergangen, wieder hat Mancebo Paris von seinem Hocker aus beobachtet. Wie üblich zählt er die Tageseinnahmen, bündelt die Geldscheine mit Gummibändern und legt sie in eine Plastiktüte, um sie zur Bank zu bringen. Durch den Türspalt zieht der Duft eines deftigen Bohneneintopfs herein.

Der Essensgeruch hat im Laufe der Jahre seinen eigenen Weg durch das Haus gefunden: Aus der Küche im ersten Stock weht er durch den Flur, zwischen den Türritzen hindurch und die Treppe hinunter und zu guter Letzt durch die Tür im Treppenhaus direkt in den Laden. Der Atem des Hauses sagt Mancebo, wann es Zeit ist, die Obst- und Gemüsestände auf dem Bürgersteig abzubauen, was wiederum Tariq auf der anderen Seite des Boulevards signalisiert, dass er seine Schuhmacherwerkstatt für den Tag schließen kann. Außerdem verrät der Essensduft, was auf dem Tisch stehen wird.

Wenn Mancebo morgens seinen Laden öffnet, liegt noch immer der Atem des Vortags in der Luft, aber nur für ein paar Minuten oder so lange, bis er die Obst- und Gemüsestände hinaus auf den Bürgersteig geschoben hat. Dann vermischt er sich mit der mehr oder weniger frischen Pariser Luft.

Mancebo hat seinen Kassensturz beendet. Es war kein guter Tag, die Hitze hat die Stadt gelähmt. Doch jetzt scheint ein Gewitter aufzuziehen. Er schließt die grünen Klappen der Gemüsestände. Das ist das Zeichen für Tariq. Mancebo rückt seine schwarze Mütze zurecht, die er

das ganze Jahr über trägt. Ohne sie fühlt er sich nackt, so wie Adèle ohne ihren Schleier. Er erinnert sich noch an das Abendessen, an dem sie über die Parallelen zwischen seiner Mütze und Adèles Schleier diskutierten. Die Kopfbedeckungen sind zu einem Teil von ihnen geworden.

Fatima ist der Ansicht, dass weder Mancebos Mütze noch Adèles Schleier irgendeinen Zweck erfüllen. Sie selbst würde nie einen Schleier tragen, er würde sie nur bei ihren täglichen Verrichtungen stören. Wenn Fatima sauer auf Adèle ist, weil sie nicht im Haushalt hilft, bemerkt sie jedes Mal schnippisch, Schleier seien etwas für Frauen, die den lieben langen Tag nichts anderes täten, als Radio zu hören. Denn das ist außer Lesen tatsächlich das Einzige, womit Adèle ihre Zeit verbringt. Sie behauptet, sie könne aufgrund einer angeborenen Fehlstellung der Wirbelsäule nichts anderes tun. Und Fatima glaubt, deswegen könnten Tariq und Adèle auch keine Kinder bekommen, weil sie es nicht in der »Kinderposition« machen können.

Mancebo stellt die Obst- und Gemüsestände zurück in den Laden. Tariq hat seine Schuhmacherwerkstatt schneller geschlossen als Mancebo seinen Laden, weil er im Prinzip nur den Schlüssel umdrehen muss. Manchmal macht er schon eine Stunde nach ihrem gemeinsamen Pastis im Le Soleil zu und verbringt den Rest des Tages in seinem Büro im hinteren Teil des Ladens. Aber er verlässt die Werkstatt nie vor dem Abendessen. »Was soll ich da oben bei den Frauen«, sagt er immer. Mancebo hat keine Ahnung, was sein Cousin an den Tagen, an denen er früher schließt, im Büro macht. Tariq behauptet, er erledige die Buchhaltung. Doch manchmal liest er einfach nur Zeitung oder raucht. Das kann Mancebo von der gegenüberliegenden Straßenseite aus sehen.

Eine Frau mittleren Alters betritt das Geschäft, Mancebo begrüßt sie höflich. Er kennt sie, sie kauft abends öfter noch eine Kleinigkeit ein. Wahrscheinlich macht sie ihre Großeinkäufe woanders und kommt nur zu ihm, wenn sie etwas vergessen hat. Heute sind es salzige Cracker und eine Flasche Coca-Cola. Sie bezahlt, und Mancebo wünscht ihr einen schönen Abend und begleitet sie zur Tür. Als sie geht, kommt Tariq in den Laden, klopft seinem Cousin auf die Schulter und verschwindet nach oben in den ersten Stock; der Essensduft strömt jetzt ungehindert durch den Laden.

Es ist ein ganz gewöhnlicher Tag gewesen. Ein Tag, der wie alle anderen begonnen hat und wie alle anderen weitergegangen ist, und deshalb glaubt Mancebo verständlicherweise auch, dass er wie alle anderen Tage enden wird. Wobei – eigentlich glaubt er gar nichts, denn erst wenn ein Tag ungewöhnlich verlaufen ist, erscheint einem die Zeit davor gewöhnlich. In Wirklichkeit denkt er gerade an nichts anderes als an das Abendessen.

Und vielleicht hat Fatima recht, wenn sie sagt, dass im Laufe des Tages Mancebos Denken zunehmend dem eines trägen Reptiliengehirns gleicht. Morgens muss er ausgeschlafen und konzentriert sein. Er muss zum Großmarkt fahren und genau ausrechnen, welche Mengen er von jeder Ware kaufen muss. Anschließend bedient er in seinem Laden die unterschiedlichsten Menschen. Doch je weiter der Tag vorrückt, desto passiver wird er, wie eine Eidechse, die in der Sonne liegt. Der Startschuss für das gemächlichere Tempo ist der Pastis im Le Soleil. Wenn sich der Tag allmählich dem Ende zuneigt, kann Mancebo an nichts anderes mehr denken als an das Essen und seine einzige Zigarette.

Das Ladengitter rasselt quietschend nach unten, und Mancebo schließt gewissenhaft ab, bevor er das Licht ausschaltet und nach oben geht.

»Hallo zusammen!«, ruft er, als müsse er seine Ankunft ankündigen.

Fatima steht am Herd und rührt schwungvoll in einem orangefarbenen Eintopf, während sich Tariq die sechzehnte Zigarette des Tages ansteckt und gleichzeitig darüber klagt, dass er die ganze Zeit nicht zum Rauchen gekommen sei.

»Hast du das gehört!«, ruft Fatima. »Tariq hat nicht einmal Zeit zum Rauchen gehabt.« Lachend schmeckt sie den Eintopf ab.

»Hallo, du fauler Sack«, begrüßt Mancebo seinen Cousin, bevor er Amir liebevoll durch das Haar zaust und Fatima auf die Wange küsst.

In der Küche ist es unerträglich heiß. Adèle scheint die Hitze am besten zu vertragen, obwohl der Schleier ihr Haar und einen Teil ihres Gesichts verdeckt. Der niedrige Tisch im Wohnzimmer ist schnell gedeckt, und alle nehmen Platz, nur Fatima wuselt weiter geschäftig herum. Mit einer Handbewegung bedeutet ihr Tariq, dass sie sich hinsetzen soll, und sie lässt sich augenblicklich auf den Teppich sinken, als habe sie nur auf dieses Zeichen gewartet. Tariq drückt seine Zigarette aus, und Adèle hebt den Schleier. Sie beginnen zu essen.

»Eines schönen Tages werden wir alle noch durch Passivrauchen sterben«, grunzt Mancebo, vor allem, um seine Frau zu besänftigen.

Wie üblich loben alle Fatimas Kochkünste, nur Adèle ist an diesem Abend ungewöhnlich still, was Tariq zu stören scheint.

Plötzlich zuckt sie erschrocken zusammen und sieht die anderen der Reihe nach an.

»Habt ihr das auch gehört?«

Fatima schüttelt den Kopf, dass ihr Doppelkinn zittert, und schleckt den letzten Rest Dressing vom Löffel. Amirs Handy klingelt, und seine Mutter gestikuliert wild, weil er nicht am Tisch telefonieren soll.

»Entspann dich, Liebling, das war nur das Handy«, sagt Tariq beruhigend zu seiner Frau.

»Nein, davor war noch ein anderes Geräusch. Irgendjemand hat geklopft.«

Kaum hat sie den Satz ausgesprochen, hören sie es alle. Unten auf der Straße klopft tatsächlich jemand durch das Gitter hindurch an die Ladentür. Tariq steht auf, nutzt die Gelegenheit, um sich eine neue Zigarette anzustecken, und schaut aus dem Fenster. Draußen niebelt es, und der Boulevard liegt verlassen da.

»Ich kann nichts erkennen, aber vielleicht steht jemand vor dem Laden.«

Es klopft erneut, und Mancebo setzt wortlos seine schwarze Mütze auf und eilt die Treppe hinunter. Er denkt gar nicht darüber nach, wer der Besucher sein könnte, stellt nicht einmal Vermutungen an. Er ist viel zu müde zum Denken. Eigentlich geht er nur nach unten, um anschließend in Ruhe essen zu können, seine Zigarette zu rauchen und ins Bett zu gehen.

Vor dem Geschäft steht eine Frau. Als Mancebo die Tür aufgeschlossen und das Gitter hochgeschoben hat, gleitet sie an ihm vorbei in den Laden. Mancebo denkt nur: Wenn ich wieder oben bin, haben die anderen das ganze Brot aufgegessen. Aber er weiß, dass sein geschäftliches Überleben von gutem, persönlichem Service und flexiblen

Öffnungszeiten abhängt. Sonst könnten seine Kunden ebenso gut im Monoprix oder im Franprix um die Ecke einkaufen. Viele seiner Waren kosten dort nur die Hälfte. Doch das ändert nichts daran, dass wahrscheinlich kein Brot mehr da sein wird, wenn er wieder nach oben kommt. Die Frau sieht sich um, als wäre sie verwundert, plötzlich in einem Lebensmittelgeschäft zu stehen. Dann lächelt sie. Mancebo reagiert nicht. Erst beim zweiten Mal erwidert er ihr Lächeln: »Was kann ich für Sie tun, Madame?«

Die Frau blickt sich ein zweites Mal im Laden um, und Mancebo wird langsam ungeduldig und fragt sich, ob er den Tee und das süße Gebäck wohl auch verpassen wird.

Plötzlich interessiert sich die Frau für die Waren in den Regalen, als hätte sie begriffen, dass Mancebos Geduld langsam am Ende ist. Sie schwebt umher, ein besseres Wort für ihre Bewegungen fällt Mancebo nicht ein. Er kratzt sich unter der Mütze am Kopf und gähnt. Auf einmal bleibt sie stehen, doch diesmal lächelt sie nicht, sondern sieht Mancebo ernst an, nimmt dann ein Glas Oliven aus dem Regal und geht zur Kasse. Sie stellt das Glas auf den Tresen, als wolle sie ihm zeigen, was sie in seinem Laden gefunden hat, und würde eine erstaunte Reaktion erwarten. Als diese ausbleibt, hebt sie das Glas ein paar Zentimeter und stellt es mit einem lauten Knall wieder ab.

»War das alles?«, fragt Mancebo müde und ungeduldig.

Er weiß nicht recht, was er von der Frau halten soll. Jetzt nimmt sie das Glas schon zum dritten Mal in die Hand und stellt es wieder ab, als wolle sie ihm mit dieser Geste etwas zu verstehen geben, während sie geheimnisvoll den Kopf wiegt und auf den Boulevard hinausblickt.

Endlich bezahlt sie, bedankt sich und verlässt das Geschäft, das Olivenglas wie einen Staffelstab in der Hand. Mancebo schüttelt den Kopf und schließt zum wiederholten Mal seinen Laden ab.

»Das war vielleicht eine verrückte Nudel«, sagt er keuchend, nachdem er einmal mehr die Treppenstufen zum ersten Stockwerk erklommen hat.

»Meine Rede«, sagt Tariq, »wenn man alle verrückten Pariser einsperren würde, wäre Paris keine Millionenstadt mehr.«

Fatima lacht und gibt Mancebo das Brot, das sie für ihn aufgehoben hat. Das ist ihre Art, ihm ihre Liebe zu zeigen. Mancebo beißt gerade in das noch warme Pitabrot, als unten auf der Straße schon wieder jemand an die Ladentür klopft. Alle am Tisch sehen sich an. Haben sie richtig gehört? Fatima runzelt die Stirn und geht in die Küche.

Das Klopfen setzt erneut ein, diesmal verzweifelter, doch Mancebo bleibt seelenruhig sitzen und isst sein Brot. Als es zum dritten Mal klopft, starren ihn alle an, als wäre es an ihm, etwas zu unternehmen. Mancebo nimmt sein Pitabrot und steigt mit ungerührter Miene abermals die Treppe hinunter, die er an diesem Abend eigentlich nicht noch einmal hinuntergehen wollte. Auf halbem Weg fällt ihm ein, dass er seine Mütze vergessen hat. Nie im Leben würde er jemandem, den er nicht kennt, ohne Kopfbedeckung gegenüberreten, also muss er wieder nach oben, wo eine wilde Diskussion im Gange ist. In Mancebos Familie ist es selten still. Adèle wirft ihm einen flüchtigen Blick zu, die anderen bemerken ihn gar nicht.

Unten im Laden knipst Mancebo die Lampe über der

Kasse an und schaut blinzelnd zur Tür, kann jedoch nichts erkennen und fragt sich, ob wirklich jemand geklopft hat. Er wartet ein paar Sekunden und trommelt mit den Fingern gegen den Türrahmen. Abgesehen vom leisen Prasseln des Regens ist es still.

Mancebo gähnt und schaltet die Lampe aus. Beinahe hat er vergessen, was ihn in den Laden geführt hat. Als er sich gerade umdrehen will, klopft es erneut, diesmal lauter, als würde der Besucher mit einem Gegenstand gegen das Gitter hämmern. Verflucht noch mal, denkt er, knipst die Lampe wieder an und geht mit entschlossenen Schritten zur Tür. Draußen steht dieselbe Frau, die erst vor ein paar Minuten Oliven gekauft hat. Ihr Lächeln deutet an, dass ihr die ganze Situation selbst unangenehm ist und ihr dennoch keine andere Wahl bleibt.

Als Mancebo die Tür öffnet, spürt er den Regen auf seiner Hand. Sicherheitshalber schiebt er das Gitter nicht hoch. Die Frau, die vor ihm steht, trägt einen langen schwarzen Regenmantel und schwarze Schuhe. Ihre nasen, dunklen Haare bilden einen Kontrast zu ihrem blassen Gesicht. Sie hält das Olivenglas hoch, als würde das genügen, damit Mancebo das Gitter nach oben schiebt. Es regnet in den Laden hinein.

»Was kann ich diesmal für Sie tun, Madame? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Mancebo ist selbst von seiner Geduld überrascht. Die Frau nickt heftig.

»Ja, Sie können mir helfen, Monsieur ...«

Sie verstummt und scheint zu erwarten, dass Mancebo seinen Nachnamen nennt.

»Ja, Sie können mir helfen, Monsieur, aber dazu müssen Sie mich hereinlassen.«

»Das Geschäft ist geschlossen, Madame. Kann das nicht bis morgen warten?«

Die Frau schüttelt den Kopf.

»Nein, kann es nicht.«

Sie klingt verzweifelt. Mancebo blickt sich um, ob jemand die Frau begleitet, aber nur ein paar Passanten hasten vom Regen überrascht über den Boulevard. Die Frau umklammert das Olivenglas, mit dem sie gegen die Tür gehämmert haben muss. Sie sieht ihm direkt in die Augen.

»Ich verspreche Ihnen, es wird nicht lange dauern, Monsieur.«

Mancebo gibt sich einen Ruck und schiebt das Gitter hoch, und die Frau schlüpft wie eine nasse Katze in seinen Laden, schnell und graziös. Sie setzt ihre Kapuze ab und schüttelt den Kopf. Dann lächelt sie, dieses Mal freundlich, und blickt sich erneut um. Jetzt, wo sie den Laden betreten hat, scheint sie ihr dringendes Anliegen vergessen zu haben.

Mancebo spürt eine gewisse Spannung in der Luft, die er so noch nie erlebt hat. Dieses Ereignis passt so gar nicht in seinen geordneten Alltag, vielleicht würde er bald etwas Außergewöhnliches zu erzählen haben. Normalerweise unterhält Tariq die Familie mit lustigen Anekdoten und interessanten Geschichten. Die meisten hat er natürlich aus dem Internet, aber trotzdem. Mancebo rechtfertigt sein Schweigen immer damit, dass man in einer Schuhmacherwerkstatt Zeit für solchen Unsinn hat, in einem Lebensmittelgeschäft dagegen nicht.

Auf einmal hört es auf zu regnen, als wären die Wettergötter einzig und allein hinter ihr her gewesen. Neugierig mustert Mancebo seine Besucherin. Sie lacht und stellt das bereits bezahlte Olivenglas auf den Tresen.

»Damit Sie nicht glauben, ich hätte es gestohlen.«

Offenbar will sie Zeit schinden und nicht wieder hinaus auf die Straße. Aber wenn ihr irgendetwas da draußen Angst einjagt, warum sucht sie dann ausgerechnet in meinem Geschäft Unterschlupf?, fragt sich Mancebo. In der Nähe gibt es Bars und Restaurants, sogar eine McDonald's-Filiale, die noch geöffnet hat. Sein Laden ist geschlossen, und sie hatte sich ja noch nicht einmal sicher sein können, dass er ihr Klopfen hört und nach unten geht. Die Frau fährt mit ihren langen weißen Fingern über die Konservendosen, als wollte sie prüfen, ob sie staubig sind.

»Wie kann ich Ihnen helfen, Madame?«

Sie sieht ein wenig enttäuscht aus, als hätte er die Frage zu früh gestellt, als hätte sie noch etwas erledigen wollen, ehe sie diese Frage beantwortet.

»Sie können mich Cat nennen«, flüstert sie und hält ihm ihre Hand entgegen.

Mancebo ergreift sie reflexhaft und denkt darüber nach, was die Frau gerade gesagt hat.

»Madame Cat?«, fragt er.

»Cat genügt«, antwortet sie.

»Cat wie Katze?«

Sie nickt. Mancebo nickt ebenfalls und findet, dass die Geschichte immer besser wird. Den Tee und das süße Gebäck hat er längst vergessen.

»Womit kann ich Ihnen helfen ... Madame ... Cat?«

Mit einem Mal wirkt die Frau verunsichert und antwortet nicht.

»Also, womit kann ich Ihnen helfen?«, wiederholt Mancebo.

»Sie sind der Einzige, der mir helfen kann, Monsieur ...«

»Mancebo.«

»Können wir hier ungestört reden?«

Mancebo nickt und streckt die Brust heraus. Ihm gefällt das Gefühl, wichtig zu sein. Er war noch nie der Einzige, der jemandem helfen konnte. Vielleicht hat er ab und an mal eine Party gerettet, weil alle anderen Lebensmittelgeschäfte geschlossen hatten, oder er hatte die fehlende Zutat für einen halbfertigen Kuchenteig im Sortiment oder alle Delikatessen für ein spontanes Picknick. Aber noch nie hat jemand zu ihm gesagt, dass er der Einzige wäre, der helfen könne. Madame Cat wirft einen hastigen Blick nach draußen auf den Boulevard.

»Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten. Oder genauer gesagt, ich möchte Ihnen einen Job anbieten.«

»Ich habe einen Job.«

»Und genau aus diesem Grund möchte ich Ihnen noch einen anbieten.«

Mancebo sieht sie skeptisch an.

»Niemand ist dafür besser geeignet als Sie, Monsieur Mancebo.«

Der Regen wird wieder stärker, und ein paar aufgekratzte Jugendliche laufen Hand in Hand vorbei. Als sie fröhlich lachen, zuckt Madame Cat zusammen.

»Ich möchte, dass Sie meinen Mann beschatten.«

Zum ersten Mal im Laufe ihrer Unterhaltung kommt Mancebo der Gedanke, das Ganze könnte ein Scherz sein. Doch als er Madame Cat in die Augen sieht, wird ihm klar, dass diese Frau keine Scherze macht. Ernst erwidert sie seinen Blick.

»Ihren Mann beschatten? Aus welchem Grund? Und warum ausgerechnet ich? Ich habe nicht die Zeit, den ganzen Tag hinter einem fremden Mann herzulaufen.

Sehen Sie denn nicht, wie viel ich hier zu tun habe? Ich stehe morgens um fünf Uhr auf, um meine Waren zu besorgen, und mache das Licht erst um Mitternacht wieder aus.«

»Genau deshalb«, erwidert Madame Cat. »Sie haben Ihre Fragen soeben selbst beantwortet. Sehen Sie das Haus dort drüben?«

Mit ihrem langen Finger zeigt sie auf das Haus auf der anderen Straßenseite, in dessen Erdgeschoss Tariqs Schuhmacherwerkstatt liegt. Das Gebäude ist identisch mit jenem, in dem sie sich gerade befinden. Im Erdgeschoss liegt ein Geschäft, und in den beiden Stockwerken darüber befinden sich Wohnungen. Der einzige Unterschied ist, dass das Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite frei steht und eine Feuertreppe besitzt.

»Mein Mann und ich wohnen im obersten Stock. Das Appartement unter uns steht leer. Ich habe seit einiger Zeit den Verdacht, dass mein Mann mich betrügt. Ich bin Stewardess und beruflich viel unterwegs. Und mein Mann ist Schriftsteller und arbeitet von zu Hause aus. Oder zumindest war es bisher so. Jetzt haben sich seine Gewohnheiten plötzlich geändert. Er schreibt nicht mehr so viel ... und meine Freundin hat ihn tagsüber in der Stadt gesehen.«

»Aber wie kommen Sie darauf, dass er Sie betrügt?«

»Eine Frau spürt so etwas.«

Langsam tut Mancebo der Rücken weh, sein Gehirn läuft dafür wieder auf Hochtouren, von seinem Herzen ganz zu schweigen, das eine solche Spannung gar nicht gewohnt ist. Er bedeutet Madame Cat, dass sie einen Moment warten soll, verschwindet im hinteren Bereich des Ladens und kommt kurz darauf mit zwei Hockern wieder.

Madame Cat setzt sich und knöpft ihren Regenmantel auf. Mancebo wertet das als Zeichen, dass sie ihm vertraut, und fühlt sich geehrt. Stolz wie ein Gockel nimmt er auf dem anderen Hocker Platz.

Trotz dieser Geste der Gastfreundschaft hat Mancebo nicht die geringste Absicht, den Auftrag anzunehmen, aber er möchte mehr über die Hintergründe erfahren. Zwar hört er Tag für Tag den neuesten Klatsch und Tratsch über die Bewohner des Viertels, aber eine solche Geschichte ist ihm noch nie untergekommen. Madame Cats Haare trocknen allmählich, und Mancebo vermutet, dass sie eigentlich schokoladenbraun sind.

»Sie müssen doch aber konkretere Anhaltspunkte für die Untreue Ihres Mannes haben, als dass er manchmal tagsüber in der Stadt unterwegs ist?«, fragt er.

»Ja. Er wirkt gestresst.«

Madame Cat verstummt und scheint zu überlegen.

»Und er kommt mit Büchern nach Hause.«

»Was ist daran merkwürdig? Ich dachte, Ihr Mann ist Schriftsteller?«

»Ja ... aber er schreibt Kriminalromane, und er liest auch nichts anderes. In den letzten Wochen hat er allerdings alle möglichen Bücher mit nach Hause gebracht. Neulich habe ich ein Buch über den Schnitt von Obstbäumen gefunden.«

»Und?«

Madame Cat blickt Mancebo an.

»Wir wohnen in einem Appartement.«

Mancebo schämt sich für seine Frage. Er fühlt sich nicht gerade wie der cleverste Detektiv aller Zeiten, aber dass der Mann nicht mehr schreibt, muss doch noch kein Beweis für einen Ehebruch sein? Von Schreibblockaden

hört man ja öfter. Und um jemandem eine Affäre zu unterstellen, bräuchte man eindeutige Beweise.

»Und wie erkenne ich Ihren Mann?«, fragt Mancebo, um nach seiner Blamage zu zeigen, dass er auch klar denken kann.

Madame Cat sieht ihn an.

»Außer uns wohnt niemand in dem Haus, und mein Mann trägt meistens eine braune Schirmmütze. Eigentlich wollte ich einen professionellen Privatdetektiv engagieren. Ich habe sogar ein paar angerufen. Wussten Sie, dass es zweitausendsiebenunddreißig Privatdetektive in Paris gibt?«

Mancebo schüttelt den Kopf und saugt die Informationen in sich auf. Ihm gefallen solche kurzen, überzeugenden Fakten, mit denen er im Le Soleil Eindruck schinden kann.

»Aber als mein Mann letzten Samstag so um die Mittagszeit Zigaretten holen war, habe ich schnell seinen Computer durchsucht, und da sind Sie mir aufgefallen, wie Sie draußen vor Ihrem Laden auf Ihrem Hocker gesessen haben. Vermutlich habe ich Sie dort schon tausendmal sitzen sehen, aber erst in dem Moment bin ich auf die Idee gekommen. Mir wurde klar, dass niemand für diesen Auftrag besser geeignet wäre als Sie! Sie würden keinen Verdacht erregen, weil Sie sowieso jeden Tag von morgens bis abends dort sitzen. Und für Sie würde sich dadurch nicht groß etwas ändern.«

Madame Cat senkt die Stimme und beugt sich zu Mancebo hinüber.

»Ich möchte nur, dass Sie mir schriftlich Bericht erstatten, was den Tag über passiert. Wann mein Mann das Haus verlässt, wann er wiederkommt, wer unsere

Wohnung betritt und andere Dinge, die Sie für relevant halten. Ich werde Sie großzügig bezahlen, Sie bekommen dasselbe Honorar wie ein Privatdetektiv. Sie werden das Geld jeden Dienstagmorgen in so einem Glas finden.«

Madame Cat hält das Olivenglas in die Höhe. Mancebo kratzt sich am Kopf und hätte fast seine Mütze abgenommen, kann sich aber gerade noch beherrschen.

»Das Geld steckt in einem Olivenglas?«

Madame Cat nickt.

»Ich wohne lange genug hier, um zu wissen, dass Sie sonntagabends immer das Altglas an die Straße stellen. Sie stecken Ihren Wochenbericht einfach in ein leeres Olivenglas, das ich am nächsten Morgen noch vor sieben Uhr abholen lasse. Dienstag früh kommt Ihre wöchentliche Lebensmittellieferung ja meistens noch, bevor Sie Ihren Laden geöffnet haben. Dort werden Sie Ihr Honorar finden.«

Mancebo kratzt sich erneut am Kopf.

»Es tut mir leid, Monsieur Mancebo, aber ich brauche Ihre Antwort sofort. Ich habe lange genug gewartet.«

Es war irgendwie kein besonderes Gefühl, wieder in dem Café zu sein. Dabei hatte ich hier bei meinem letzten Besuch ein Interview zu meinen Enthüllungen über die HSBC-Bank gegeben, die ihren internationalen Kunden behilflich gewesen war, ihr Vermögen in der Schweiz anzulegen, und ihnen so eine Steuerersparnis in Höhe von mehreren Hundert Millionen Dollar beschert hatte.

Ich war nicht die Einzige, die über die HSBC recherchiert hatte. Wir waren hundertvierzig Journalisten aus fünfundvierzig Ländern gewesen, die jedoch eigenständig Recherchen anstellten. Am Ende hatte ich Tag und Nacht gearbeitet, weil meine Zeitung *Le Monde* das Datum der Veröffentlichung schon lange im Voraus festgelegt hatte. Wir deckten auf, dass die Bank auch in Geschäfte mit Waffenhändlern verwickelt war, die Kindersoldaten in Afrika mit Waffen versorgten. Der Skandal wurde immer größer und damit auch der Druck auf uns Journalisten.

Jetzt war ich also wieder zurück am Ausgangspunkt, im Café, auf der Jagd nach neuen Aufträgen. Die Tabletten lagen in meiner Handtasche. Für alle Fälle. Eigentlich nahm ich sie noch nicht lange genug, als dass sich die versprochene Wirkung einstellen konnte. Während meiner monatelangen Arbeit an der Reportage über den HSBC-Skandal hatte ich gehofft, dass die Enthüllungen

Aufmerksamkeit erregen würden. Als sich die Hoffnung tatsächlich erfüllte, erschien mir das Ganze mit einem Mal völlig sinnlos. Und mit der Sinnlosigkeit kam der Zusammenbruch.

Natürlich hatte ich Warnsignale wie Schlafstörungen und andere körperliche Symptome bemerkt. Erschöpfungsdepression, lautete die Diagnose, aber ich fühlte mich nicht depressiv, nur gleichgültig. Das Medikament, das man mir verschrieben hatte, war allerdings gegen Angstzustände, und deshalb hatte ich mit der Einnahme der Tabletten gewartet. Doch mit dem Warten kam plötzlich auch die Angst, was wiederum die Entscheidung erleichterte, sie zu nehmen.

Er betrat das Café wie ein gewöhnlicher Gast und stellte sich wie ein Auserwählter in die Mitte des Raums. Sein Blick wanderte von einem Gesicht zum nächsten. Ich sah zu ihm auf. In seinen Augen lag eine ungewöhnliche, aber irgendwie reizvolle Mischung aus Unsicherheit, Zuversicht und Entschlossenheit. Auf einmal sah er mich an, und ich hielt seinem Blick stand. Der Mann schaute sich weiter im Café um, ich hatte das Gefühl, dass er eine Frau suchte. Ich wandte mich wieder meinem Laptop zu und arbeitete weiter.

»Sie warten auf Monsieur Bellivier, Madame?«

Es war keine Frage, eher eine Begrüßung, eine Nachricht, ein Code. Es lag keine Hoffnung darin, keine Erwartung, nichts Persönliches. Hastig, beinahe reflexhaft schüttelte ich den Kopf. Der Mann blieb stehen, als wolle er mir Zeit geben, es mir anders zu überlegen. Dann drehte er sich um, kehrte zu seinem zentralen Ausgangspunkt zurück und ließ seinen Blick erneut über die Cafébesucher wandern.

Ich gewann immer mehr den Eindruck, dass er tatsächlich nach einer Frau Ausschau hielt. Bei seiner Suche schien er die Männer von vornherein auszuschließen.

Er sprach eine andere Frau an, und auch wenn ich es nicht hörte, wusste ich, dass er ihr dieselbe Frage stellte wie mir. Sie schüttelte den Kopf. Ich setzte einen Punkt hinter meinen letzten Satz und betrachtete sie. Sie hatte braune Haare und eine Pagenfrisur, genau wie ich. Der Mann ging wieder zurück auf seinen Posten. Allmählich wirkte er ein wenig verzweifelt. Ob er selbst Monsieur Bellivier war? Oder nur in dessen Auftrag handelte?

Der Mann verharrte auf seinem Platz, als sei er fest entschlossen herauszufinden, wer auf Monsieur Bellivier wartete. Da kam mir die Idee. Sie war im Grunde banal, und doch erschien sie mir ebenso verlockend wie beängstigend. Der Mann durchkämmte den Raum ein weiteres Mal mit seinem Blick. Die Frau musste hier sein. Ich winkte ihn zu mir. Der erste Schritt. Er schien nicht überrascht, eher ungehalten darüber, dass ich das nicht schon eher getan hatte. Ich flüsterte:

»Ja, ich warte auf Monsieur Bellivier.«

Wir gaben uns die Hand, ohne uns vorzustellen. Einen Moment lang fand ich es befremdlich, doch dann nahm ich es als Bestätigung, dass er tatsächlich Monsieur Bellivier war. Und meinen Namen zu nennen, war ebenfalls überflüssig, schließlich sollte er ja wissen, wer auf ihn wartete. Deshalb schien ein wortloses Händeschütteln völlig angemessen. Außerdem war es ein Zeichen dafür, dass keinerlei persönliche Beziehung zwischen uns bestand, sonst hätte er mich auf die Wange geküsst. Unser Treffen war rein beruflicher Natur.

So weit, so gut. Ich war meiner spontanen Eingebung

gefolgt. Und der Gedanke, die Rolle noch ein wenig länger zu spielen, reizte mich. Im weiteren Verlauf unserer Unterhaltung würde er sicher ohnehin irgendwann merken, dass ich nicht die gesuchte Person war.

Ich klappte meinen Laptop zu, um mich nicht zu entlarven. Falls der Mann verärgert reagierte, wenn ihm klar wurde, dass ich die falsche Frau war, sollte er meine wahre Identität lieber nicht kennen. Der Mann blickte sich um. Wahrscheinlich wollte er sichergehen, dass wir nicht beobachtet wurden. Er nahm in dem Sessel gegenüber von mir Platz und zog seine Hosenbeine ein Stück hoch. Schnell ließ ich mein Handy in meiner Handtasche verschwinden. Ein weiterer Versuch, meine Identität zu verbergen.

Plötzlich stand er auf und fragte, ob er mir etwas bestellen solle. Aus Angst, meine Stimme könnte mich verraten, schüttelte ich den Kopf. Vielleicht hatten wir schon einmal miteinander telefoniert? Er ging zur Theke. Der grüne Sessel, in dem ich saß, schien zu wachsen, als er mich allein am Tisch zurückließ. Der Platz, wo ich mich normalerweise so sicher und geborgen fühlte, schien plötzlich viel zu groß für mich zu sein.

Der Mann schüttete Zucker in seinen Kaffee und rührte mit einem Holzstäbchen um. Ich schwieg und überlegte, wie ich wieder aus dieser Sache herauskam. Doch die Neugier, wer er war und wer auf Monsieur Bellivier wartete, überwog schließlich. Vielleicht hielt er mich für eine Begleitdame? Lief das nicht so ab? Man traf sich an einem neutralen Ort und ging dann in ein elegantes Hotel?

»Warten Sie schon lange?«

Derselbe formelle Tonfall. Es konnte eine reine Höflich-

keitsfloskel oder eine Fangfrage sein. Womöglich war er eine Stunde zu spät oder zu früh erschienen.

»Ich wollte pünktlich sein«, antwortete ich.

Für einen Moment sah es aus, als wollte er lächeln, doch dann unterdrückte er den Impuls, und sein Gesichtsausdruck blieb neutral.

»Gut. Ich bin im Auftrag von Monsieur Bellivier hier. Leider konnte er nicht persönlich kommen, aber Sie werden ihn bestimmt bei einer anderen Gelegenheit kennenlernen.«

Der Mann war also nicht Monsieur Bellivier. Doch das half mir im Grunde wenig. Ich hatte nach wie vor keine Ahnung, wer mein Gegenüber war. Und ich musste für ihn ebenso konturlos sein.

»Es freut mich, dass Sie sich zur Verfügung stellen, und ich hoffe, es wird Ihnen gefallen.«

Dass Sie sich zur Verfügung stellen. Ich sollte irgendetwas erledigen. Wieder kam mir der Begleitservice in den Sinn.

»Sind Sie müde?«

Ich schüttelte den Kopf und lächelte.

»Gut, bevor ich noch viele Worte verliere, denke ich, es ist am besten, wenn wir uns die Gegebenheiten direkt vor Ort anschauen, dann kann ich Ihnen alles Weitere erklären, und Sie können sich schon einmal einrichten.«

Höflich hielt er mir die Tür auf. Eine Mauer aus Hitze schlug uns entgegen. Ich hatte dieses Café im Pariser Geschäftsbezirk La Défense nicht zuletzt wegen seiner Klimaanlage gewählt. Außerdem gab es mir das Gefühl, in Kontakt mit der realen Welt zu kommen und normal zu sein, wenn ich hier saß.

Als wir mit der Rolltreppe nach unten auf den offenen

Platz fuhren, betrachtete ich den Mann aus den Augenwinkeln und dachte noch einmal darüber nach, wie ich mich möglichst elegant aus der Affäre ziehen konnte. Ich könnte behaupten, ich hätte eine SMS von demjenigen erhalten, auf den ich gewartet hätte, und sagen, dass alles ein Missverständnis sei. Oder ganz plötzlich krank werden ...

»Es ist nicht weit zu Fuß«, sagte der Mann lächelnd.

Kurz darauf standen wir vor dem Sitz von Areva im höchsten Büroturm von La Défense. Ich verwarf die Idee vom Escortservice. Areva gehörte zu den führenden Energiekonzernen Frankreichs und war in den vergangenen Wochen wiederholt wegen fragwürdiger Geschäfte in die Schlagzeilen geraten. Während meiner Recherchen über die Geschäfte der HSBC in Afrika war mir der Name des Unternehmens häufiger begegnet.

Arbeitete Monsieur Bellivier bei Areva? Würde ich Einsicht in geheime Dokumente erhalten? Wartete ein Scoop auf mich? Mein Interesse an dem Auftrag war geweckt, und dadurch legte sich meine Angst ein wenig. Ich wollte mehr erfahren. Der Mann ging durch die Drehtür und steuerte den imposanten Empfangstresen an, wo er ein paar Worte mit der Rezeptionistin wechselte. Schneller als gedacht war er wieder zurück und überreichte mir einen Zugangsausweis.

»Verlieren Sie ihn nicht.«

Zögernd drehte ich den Ausweis um. Ich befürchtete schon, meinen eigenen Namen zu lesen. Doch ich hatte keinen Namen erhalten, sondern nur einen Titel: »Sales Manager« stand darauf. Der Mann blickte mich forschend an und machte seine bislang rätselhafteste Bemerkung: »Humor hat er ja.«

Sicherlich spielte er auf Monsieur Bellivier an. Was bedeutete, dass ich nicht als Sales Manager arbeiten sollte. Ich wurde in meiner Vermutung bestärkt, ich könnte Dokumente zu sehen bekommen.

Der Mann hatte ebenfalls einen Zugangsausweis. Ich versuchte, die Aufschrift zu lesen, doch es gelang mir nicht. Er zog die Karte durch den Schlitz, es piepte, und er passierte die Schranke. Ich hatte meine Chance verpasst, ohne Komplikationen aus der Sache herauszukommen.

Wir gingen zum Aufzug, vor dem bereits einige Leute warteten. Ich würde also nicht allein mit dem Mann sein. Als ich vor dem Fahrstuhl stand, kehrte plötzlich die Lust zu arbeiten zurück, die ich schon lange nicht mehr gespürt hatte.

Wir betraten den Fahrstuhl mit zwei Männern in Anzügen und einer Frau, die ein rotes Kleid trug. Der hellrote Farbton verlieh ihren schönen Beinen etwas Surreales. Zu meinem Entsetzen merkte ich, dass mein Begleiter den Knopf für das oberste Stockwerk drückte. Doch eigentlich untermauerte das nur meine Theorie über die geheimen Dokumente, die vermutlich an einem möglichst abgeschiedenen Ort aufbewahrt wurden. Die beiden Männer wünschten uns einen angenehmen Nachmittag, als sie den Aufzug verließen. Wir fuhren weiter nach oben. Die wohlgeformten Beine verließen uns ebenfalls. Ich umklammerte meinen Zugangsausweis.

Zum ersten Mal befanden wir uns allein auf begrenztem Raum, nur wir beide, und mein Begleiter wirkte ebenfalls nervös. Vielleicht musste auch er jemanden spielen, der er nicht war. Vielleicht sollten wir zusammen

etwas spielen. Die Fahrt nach oben wollte kein Ende nehmen, aber irgendwann hält jeder Fahrstuhl. Die Türen gingen auf. Der Mann ließ mir mit einer übertriebenen Geste den Vortritt. Auf dem Flur war es vollkommen still. Keine Menschenseele weit und breit.

Über einer Tür unweit vom Fahrstuhl leuchtete verführerisch ein Notausgangsschild. Doch was sollte ich tun, wenn die Tür abgeschlossen war? Panik überkam mich. Ich rannte zum Notausgang und riss an der Klinke. Die Tür flog auf, Stimmengewirr drang mir entgegen. Ich drehte mich um. Der Mann hatte nicht den geringsten Versuch unternommen, mich aufzuhalten. Er stand immer noch neben dem Aufzug und sah mich entsetzt an. Keuchend blickte ich in das Treppenhaus hinab und ging ein paar Stufen hinunter. Ein Anzugträger hastete mit einem Kaffeebecher in der Hand vorbei. Ich ging wieder nach oben. Unter mir befanden sich mehrere Hundert Menschen. Die Tür führte zu ihnen hinunter, und sicher benutzten gestresste Angestellte das Treppenhaus, wenn sie keine Lust hatten, auf den Fahrstuhl zu warten. Ich war nicht aus der Welt. Wieder oben angekommen, erklärte ich mein Verhalten: »Verzeihung, das passiert mir manchmal. Ich leide unter Klaustrophobie. Aufzüge sind eine Qual für mich. Tut mir leid.«

»Machen Sie sich keine Gedanken. Sie hätten es mir sagen sollen. Wie Sie sehen, gibt es auch Treppen.«

Ich folgte ihm. Der Gang hatte mehrere Türen mit Fenstern, und durch die Lamellen konnte ich große Konferenzräume erkennen.

»Hier ist es«, sagte der Mann und deutete auf eine Tür.

Ich blieb stehen. Er holte zwei identische Schlüssel hervor und schloss auf. Diesmal ließ er mir nicht den

Vortritt, sondern betrat mit raschen Schritten das Zimmer, während ich im Türrahmen verharrte. Es war ein geräumiger Konferenzraum mit einem klassischen runden Tisch in der Mitte. Vor dem Fenster befand sich ein niedriger Schreibtisch mit einem Computer. In einer Ecke stand ein alter, ausrangierter Drehstuhl. Das spärliche Mobiliar stand verlassen herum. Sogar der Computer schien alt.

Der Mann blickte aus dem Fenster.

»Ein bisschen spartanisch, aber sauber. Jeden Tag kommt eine Frau und putzt. Auch wenn nur Sie hier sind, muss ja ab und zu jemand staubsaugen und den Papierkorb leeren«, sagte er.

Sollte ich mich an dieser Stelle bedanken? Ich schwieg. Er zog einen der beiden Schlüssel vom Schlüsselring und reichte ihn mir. Als ich ihn entgegennahm, wirkte der Mann plötzlich erleichtert, als hätte ich einen Teil seiner Bürde geschultert.

»Gut, dann werde ich Ihnen jetzt alles Nötige erklären.« Er machte eine ausholende Geste. »Tja, die Aussicht lässt nichts zu wünschen übrig.«

Tatsächlich konnte ich selbst von meinem Platz im Türrahmen bis weit über die Dächer von Paris sehen.

»Von hier oben reicht der Blick bis zum Fuß des Montmartre. Sehen Sie Sacré-Cœur? Wunderschön.«

Es war offensichtlich, dass er mich in den Raum locken wollte, und ich folgte seiner Aufforderung. Die Aussicht, war phänomenal. Wir stellten uns ans Fenster und betrachteten das Panorama, und für einen kurzen Moment trafen sich unsere Blicke in der Glasscheibe. Er drehte sich um, und ich musterte weiter die unbekannte Frau, die sich im Fenster spiegelte.

»Ja, womit soll ich anfangen ...«

Der Mann stellte seine braune Aktentasche auf den Tisch, öffnete sie und nahm ein Dokument heraus.

»Am besten, Sie lesen es sich selbst durch und stellen hinterher Fragen. Ich hole uns mal einen Kaffee. Ein Stockwerk tiefer gibt es einen Automaten. Den können Sie gern benutzen.«

Noch vor wenigen Minuten hatte ich im Café gegessen und Angst gehabt, auch nur das kleinste Detail meiner Identität preiszugeben. Und gleich würde ich ein Dokument lesen, das wie ein Arbeitsvertrag aussah, während mein unbekannter Arbeitgeber Kaffee holte. Er ließ die Tür offen stehen, wofür ich ihm dankbar war. Ich nahm mein Handy aus der Handtasche. Es stellte keine Gefahr mehr dar, sondern gab mir ein Gefühl von Sicherheit, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wen ich im Notfall anrufen sollte. Trotzdem vergewisserte ich mich, dass ich Empfang hatte, ehe ich begann, die beiden zusammengehefteten Seiten zu lesen.

Auch wenn der sogenannte Arbeitsvertrag ausführlich und klar formuliert war, hatte ich nicht das Gefühl, dass er meine Fragen beantwortete. Die Arbeitszeiten waren ziemlich moderat, aber vielleicht hatte das einen bestimmten Grund. Ich würde später zu arbeiten anfangen als die meisten Angestellten und vor dem üblichen Feierabend wieder gehen.

Der Vertrag galt für einen Zeitraum von drei Wochen – was die fehlende Kündigungsklausel erklärte – und enthielt eine Tätigkeitsbeschreibung. Das Gehalt würde nach dem letzten Arbeitstag ausbezahlt werden. Der Betrag war fett gedruckt. Eine hohe Summe. Es konnte sich

unmöglich um einen gewöhnlichen Journalistenjob handeln.

Meine Arbeit konnte ich ebenso gut hier wie im Café ein paar Straßen weiter erledigen. Und vielleicht würde ich Zugang zu interessanten Materialien erhalten. Auch wenn ich bezweifelte, dass ich das versprochene Gehalt je ausbezahlt bekäme, beschloss ich, dass mein Sohn und ich eine Reise machen würden, sollte ich es wider Erwarten doch erhalten. Andernfalls müsste er den ganzen Sommer in der Stadt verbringen.

Gedankenverloren betrachtete ich das Sacré-Cœur, als jemand an die offene Tür klopfte. Ich zuckte zusammen.

»Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe, aber Sie müssen sich daran gewöhnen, dass das ab jetzt Ihr Büro ist. Und dazu gehört auch, dass jeder, der hereinkommen möchte, anklopft.«

Der Mann hielt zwei Plastikbecher mit Kaffee in der Hand. Seltsamerweise war es ein schönes Gefühl, ihn wiederzusehen. Er war trotz allem real. Nicht nur ein Name, eine Unterschrift oder eine Schattenfigur. Er war niemand, über den man sprach, sondern jemand, mit dem man sprechen konnte. Er erschien mir realer als ich selbst. Ich hatte keine Ahnung, wer ich war, und seit ich den Vertrag gelesen hatte, wusste ich es noch weniger. Der Mann stellte die beiden Kaffeebecher auf den Tisch und griff nach einem Stift.

»Wie Sie vermutlich festgestellt haben, werden Sie sehr viel Leerlauf haben. Die Tätigkeit ist leider nicht besonders ereignisreich. Vielleicht auch nicht unbedingt anspruchsvoll, aber dafür stressfrei. Sie werden sehr viel Zeit für andere Dinge haben.«

Er deutete auf einen braunen Karton unter dem Tisch,

der mir bisher nicht aufgefallen war. Ich bezweifelte sogar, dass er bereits dort gestanden hatte, als wir den Raum betreten hatten.

»Monsieur Bellivier sagte, dass Sie gern lesen, und hat Ihnen deswegen einen Karton mit Büchern hiergelassen. Also, sind wir uns einig?«

Ich unterschrieb den Vertrag mit einem unleserlichen Schnörkel, und erst im nächsten Moment fiel mir ein, dass der Name des Unterzeichners häufig auch in Druckbuchstaben unter der Unterschrift stehen muss. Der Mann nahm den Vertrag.

»Dann verbleiben wir so«, sagte er. »Falls wir uns nicht mehr sehen, wünsche ich Ihnen viel Glück. Aber ich bin mir sicher, dass alles gut gehen wird.«

Ich nickte.

»Nehmen Sie sich den Nachmittag frei, es genügt, wenn Sie morgen anfangen.«

»Gibt es jemanden, den ich bei Fragen kontaktieren kann? Ich meine, falls etwas passiert, der Computer kaputtgeht oder so.«

Zum ersten Mal hatte er keine Regieanweisung, und er wechselte die Taktik. Jetzt befanden wir uns in einem anderen Stück.

»Es wird nichts passieren, alles wird funktionieren. Sollte wider Erwarten doch etwas Unvorhergesehenes geschehen, wenden Sie sich bitte nicht an ... Außenstehende. Wenn etwas nicht klappt, wird Monsieur Bellivier es bestimmt schnell bemerken und persönlich mit Ihnen in Verbindung treten.«

Wir gingen gemeinsam zum Aufzug. Was sollte ich sagen, wenn ein Areva-Mitarbeiter in meinem Büro auftauchte und sich erkundigte, was ich dort eigentlich tat?

Ich sprach die Frage nicht laut aus, weil ich wusste, was mein Begleiter antworten würde: »Es wird niemand zu Ihnen nach oben kommen.« Und vielleicht hatte er recht. Der Fahrstuhl erreichte das oberste Stockwerk, und wir stiegen ein.

»Wissen Sie, wer früher hier oben gewohnt hat? Die ganze Etage war eine einzige Wohnung«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf und traute mich nicht, auf Monsieur Bellivier höchstpersönlich zu tippen.

»Vor Areva hat das Gebäude Framatome gehört, und davor war es der Firmensitz von Fiat. Der Konzernchef Giovanni Agnelli hat die gesamte Etage als Privatwohnung genutzt.«

Es war eine perfekte Fahrstuhl-Anekdote, als hätte man sie eigens für diese Situation erfunden.

»Am besten knüpfen Sie keine Kontakte zu den Angestellten hier im Gebäude. Wie soll ich es formulieren ... Seien Sie so diskret wie möglich. Das werden Sie sicher verstehen.«

Ich verstand es.

Mancebo wird davon wach, dass Fatima ihn an der Schulter rüttelt. In achtundzwanzig Jahren hat Mancebo nur zwei Mal verschlafen. Dies ist das dritte Mal. Er sieht auf den Wecker, 6:59 Uhr, und flucht zweimal.

Fatima steht auf, schlüpft in ihre Pantoffeln und schlurft auf der Suche nach der Hose ihres Mannes durch die Wohnung.

»Wo in aller Welt hast du dich ausgezogen?«

Am Ende entdeckt Mancebo seine Hose auf dem Sofa und muss noch einmal alles auf den Kopf stellen, weil er seine Autoschlüssel nicht finden kann. Er hat sie noch nie suchen müssen, aber andererseits ist es auch das erste Mal, dass er Privatdetektiv spielt.

»Verbreite doch nicht so eine Hektik, Mann. Du betreibst doch kein Sushi-Restaurant.«

Vor einigen Tagen hat Mancebo seiner Frau erklärt, dass die Sushi-Restaurant-Besitzer immer als Erste beim Großmarkt sein müssten. Die besten Fische sind schnell ausverkauft, vor allem der fette Thunfisch.

Er schaut flüchtig zur gegenüberliegenden Wohnung hinüber, aber in den Fenstern ist noch alles dunkel. Amir geht am Schlafzimmer vorbei und wirft einen müden Blick auf seinen Vater, der kopflos umhereilt.

Als Mancebo zu guter Letzt endlich in seinem weißen

Lieferwagen sitzt und gerade den Zündschlüssel ins Schloss gesteckt hat, hält er plötzlich inne. Wenn er jetzt zum Großmarkt fährt, kann er seinen Laden nicht vor zehn Uhr aufmachen, womöglich sogar noch später, je nach Verkehrslage. Bei seinem neuen Job kann er doch nicht gleich am ersten Tag zu spät kommen. Er blickt in den Seitenspiegel und fährt sich mit der Hand über die Bartstoppeln. Hastig wägt er die möglichen Alternativen ab. Entweder fährt er zum Großmarkt, kauft frische Waren und öffnet seinen Laden mindestens eine Stunde später als üblich – aber was würde es für einen Eindruck bei Madame Cat machen, wenn er sich schon am ersten Arbeitstag solche Freiheiten herausnahm? Schließlich kennt sie seine Öffnungszeiten. Oder er macht pünktlich auf und fährt nicht zum Großmarkt. Dann hätte er zum ersten Mal unter der Woche kein frisches Obst und Gemüse im Angebot. Doch dann denkt er an Madame Cats grüne Augen und daran, dass er seiner Familie nach Erledigung des Auftrags davon erzählen könnte, und steigt aus dem Wagen.

Wie jeden Tag schließt Mancebo die Tür auf. Wie jeden Tag schiebt er das Gitter hoch. Wie jeden Tag stellt er die Obst- und Gemüsestände auf den Bürgersteig und grüßt Madame Brunette, als sie mit ihrem weißen, grässlich getrimmten Pudel an seinem Geschäft vorbeigeht. Doch eigentlich ist nichts so wie jeden Tag. Mancebo fehlt die übliche Energie und Besonnenheit. Seine ganze Welt besteht einzig und allein aus dem Gebäude auf der anderen Seite des Boulevards.

Die Stadt schläft noch. Ein Geruch von Regen erinnert ihn an den gestrigen Abend, und er muss unweigerlich lächeln. Was auch immer passiert, er hat eine Frau namens

Madame Cat getroffen, die ihn als Privatdetektiv engagiert und ihm den Auftrag erteilt hat, ihren Ehemann zu beschatten. Das kann ihm niemand mehr nehmen. Selbst wenn er an seinem ersten Arbeitstag gefeuert werden oder weit und breit kein Schriftsteller mit Schirmmütze auftauchen sollte, hätte er etwas zu erzählen. Was gestern Abend geschehen ist, ist geschehen. Das ist die Hauptsache.

Dann wollen wir mal, denkt Mancebo, schiebt die leicht verschrumpelten Äpfel nach draußen und besprüht sie mit Wasser, damit sie wieder glatt und frisch aussehen. Paris erwacht allmählich aus seinem Schlaf, wie es nur Großstädte tun: Ganz langsam, als würden sie sich darauf vorbereiten, Millionen Menschen willkommen zu heißen. Inzwischen hat sich der Regen verzogen, und die Morgensonne glitzert über den Dächern. Es verspricht ein schöner Tag zu werden.

Ein Großteil der Möhren wandert direkt in die Mülltonne, und auch die Tomaten sehen nicht mehr besonders appetitlich aus. Als Mancebo gerade die Paprika in Augenschein nehmen will, lenkt etwas anderes seine Aufmerksamkeit ab. So früh am Morgen bemerkt er noch jedes kleinste Detail, und sei es ein Blatt, das zu Boden segelt. Aber im Laufe des Tages wird es schwieriger, alles im Blick zu haben.

Eine ziemlich schwerfällige, schwarz gekleidete Frau überquert gemächlich die Straße. Erst nach ein paar Sekunden begreift er, dass es Fatima ist. Er hatte keine Ahnung, dass sie vor dem Mittagessen aus dem Haus geht, und weiß nicht einmal, warum er selbstverständlich davon ausging, sie würde morgens zu Hause bleiben.



Britta Röstellund

Das Leben ist eine wunderbare Bredouille

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8090-2695-2

Limes

Erscheinungstermin: August 2018

Das Leben ist wie ein Gemischtwarenladen – zwischen den alltäglichen Dingen entdeckt man manchmal die größten Schätze!

»Madame, warten Sie auf Monsieur Bellivier?« Helena sitzt in ihrem Pariser Stammcafé, einen Monsieur Bellivier kennt sie nicht. Aus einer Laune heraus beantwortet sie die Frage trotzdem mit »Ja«. Und bevor sie weiß, wie ihr geschieht, ist ihr Leben für immer verändert. Mancebo, der Besitzer eines kleinen Gemischtwarenladens, ist mit seinem bescheidenen, routinierten Leben zufrieden. Dennoch kommt er der scheinbar skandalösen Bitte einer Nachbarin nach, deren Ehemann zu beschatten. Zwei Menschen, zwei gewöhnliche Leben, zwei unerwartete Aufträge. Helena und Mancebo kennen sich nicht, aber unbemerkt kreuzen sich ihre Wege – und beide entdecken, wie schön und überraschend das Leben sein kann.



[Der Titel im Katalog](#)